

«Ich weiss, was es braucht, um Künstler zu sein»

Ein Gespräch mit Philipp Keel, dem Diogenes-Chef, und Philipp Keel, dem Künstler

Von Markus Wüest, Zürich

BaZ: Philipp Keel, als Chef des Diogenes Verlags haben Sie ständig mit Schriftstellern, mit Künstlern, zu tun. Ist es da von Vorteil, dass Sie selber Künstler sind?

Philipp Keel: Ich glaube, es hilft, dass ich selber Bücher geschrieben habe und Kunst mache. So hatte ich als Autor mit Verlagen und als Künstler mit Galeristen zu tun. Ich weiss, was es braucht, um seine Bücher und Bilder verlegt und ausgestellt zu bekommen.

Sie haben das ja von Geburt an mitbekommen. Ihre Mutter war Malerin, Ihr Vater, Daniel Keel, der Gründer des Diogenes Verlags. Wie war es, unter diesen Umständen aufzuwachsen?

Mein Bruder und ich sind in einem untypischen Haushalt aufgewachsen und haben daheim vieles erlebt. Das hat mir geholfen, das Wesen der Verleger zu verstehen, aber auch die Berufe meiner Eltern gut beobachten zu können. Das brachte mir diesen «Zirkus» der Kunst unglaublich nahe.

Das heisst, diese Dualität fand immer statt. Am Mittagstisch, am Abendstisch?

Absolut. Mein Vater hat das Büro viel mehr gemieden, als ich das heute könnte. Er hat gerne zu Hause gearbeitet, und für meinen Beruf, für die Art, wie ich später in meinem Leben als junger Künstler verhandelt habe und mich durchsetzen konnte, war das enorm wertvoll. Ich wusste, wann man vorsichtig sein muss, wann man nicht zu viel erwarten darf. Als Künstler neigt man dazu, immer zu übertreiben. Man meint immer, man sei jetzt im Moment der Wichtigste, mit seinem Buch, mit seiner Ausstellung. Nun, in meiner Position als Verleger ist es komisch zu erfahren, wie die Autoren und Künstler immer noch etwas mehr von mir wollen.



Er kennt den «Zirkus» der Kunst. Philipp Keel (49) erlebte Künstler von klein auf hautnah. Foto Maurice Haas

War es denn bei Ihnen daheim, wie man es sich, sehr klischiert, vorstellen kann: Die Mutter, die Malerin, war die aufbrausende, launische Person, der Vater, der Verleger, der ruhige Zahlenmensch?

Nein. Mein Vater war nicht der Zahlenmensch. Er war ein leidenschaftlicher Mensch mit einer unglaublichen Vision dessen, was er mit dem Verlag erreichen wollte. Die hatte er schon sehr früh. Er hatte einen sicheren Instinkt, was aus Diogenes werden sollte. Er wollte gute Literatur, süffige Literatur machen. Er suchte echtes Talent für das Erzählen. Sowohl meine Mutter als auch mein Vater hatten ein gutes Gespür für Menschen, die eine natürliche Begabung haben. Die dieses «bisogno» haben, wie die Italiener sagen – das Bedürfnis, es tun zu müssen.

Und wenn Sie heute im Atelier stehen, dann haben Sie das Gefühl, Ihre Mutter schaue Ihnen über die Schulter, und wenn Sie im Verlag sitzen, haben Sie das Gefühl, der Vater gucke Ihnen zu?

Davor hatte ich Angst, aber es ist zum Glück nicht so. Ich denke, je älter man wird, desto mehr fängt man an, den Eltern zu gleichen. Im besten Fall, wenn das Verhältnis gut war, trifft das wahrscheinlich zu. Wenn nicht, rebel-

liert man vielleicht ein ganzes Leben lang gegen das, was einen an den Eltern gestört hat. Ich hatte ein freundschaftliches Verhältnis zu meinen Eltern. Mein Bruder und ich wuchsen ungewöhnlich frei auf. Wir wurden antiautoritär erzogen und nannten die Eltern beim Vornamen. Wir haben über alles mit ihnen gesprochen.

Wann war Ihnen klar, dass Sie genügend künstlerisches Blut in den Adern haben, um diesen Weg einzuschlagen?

Schon früh. Ich bin absolut unbegabt, was technische Dinge anbetrifft. Wenn es nur Menschen wie mich gäbe, gäbe es keine Flugzeuge, Computer oder Operationen. Für mich sind Menschen, die dieses akademische Können haben und zudem die Nerven, es in der Praxis zu leben, einerseits in ihrer Emotionalität nicht zu begreifen und andererseits zu bewundern. Ich finde beeindruckend, mit welcher Geduld sie lernen und forschen können. Diese Geduld kommt dem, was ein Künstler braucht, allerdings wieder sehr nahe.

«Ich denke, je älter man wird, desto mehr fängt man an, den Eltern zu gleichen.»

Sie hatten den Weg des Künstlers eingeschlagen und dann kam, mit dem Tod des Vaters, die Entscheidung, den Verlag weiterzuführen. Heisst das, dieser Teil, der Vermittler von Kunst zu sein, steckte eben auch bereits in Ihnen drin?

So wie ich als Kind schon wusste, dass ich wahrscheinlich auch so etwas machen würde im Leben wie meine Eltern – obwohl ich gar nicht richtig nachvollziehen konnte, was in diesem verrückten Haus alles passierte und wer all diese Menschen waren –, wusste ich, dass ich vom Wesen her mehr diesen Menschen gleiche als jenen, die ich am ersten Schultag kennenlernte. Als ich später dann schon Künstler war, war nicht ich es, der sich die ganze Zeit überlegte, was aus Diogenes werden würde, sollte mein Vater eines Tages sterben. Es waren andere, die mich das fragten.

Und was gaben Sie zur Antwort?

Da wir ohne all diese Regeln und Konzepte aufwuchsen, ohne zu einem Club oder einer Zunft zu gehören, interessierte meine Eltern auch die Frage der Nachfolge kaum. In gewisser Weise galt: «Nach uns die Sintflut», das muss ich leider sagen. Und ich empfand das, je älter sie wurden, nicht etwa als angenehm. Es war eher belastend.

Es muss doch für Sie als Künstler furchtbar gewesen sein, diese Freiheit, sich um die eigenen Ideen und Projekte kümmern zu können, plötzlich gegen eine Herkulesaufgabe wie die Führung eines grossen Verlags einzutauschen?

Überhaupt nicht. Sonst würde ich es nicht tun.

Wie kann denn Kunst entstehen, wenn man gleichzeitig diese enorme Verantwortung für einen grossen Verlag mit 65 Arbeitsplätzen trägt?

Ich erkläre es immer so: Wenn man Künstler ist, verbringt man einen grossen Teil des Tages damit, anzufangen. Doch die Freiheit, die man als Künstler hat, ist teuer. Man hat die Qual, entscheiden zu müssen, was man gerade tun möchte und was nicht. Dazu kommt der Zweifel: Kann ich überhaupt beginnen? Das ist anstrengend. Künstler sein bedeutet, Schmerzen auszuhalten. Dazu kommt noch der administrative Teil. Man muss telefonieren. Zum Beispiel mit den Menschen, die bei der Produktion helfen. Das sind Nerven, Zeit und Geld. Das sind Hindernisse. Daneben gilt aber immer: Wenn man einmal anfängt, gehts.

Aber es gibt doch immer ein Exgüsi, warum es jetzt eben nicht der richtige Moment ist, oder?

Ja, es gibt tausend Gründe, dass alles andere wichtiger ist. Die fallen jetzt bei mir als Verleger weg. Diese Arbeit hier bei Diogenes machen zu dürfen, ist ein grosses Geschenk. Aber es ist ein ebenso grosses Geschenk, dass ich



Die Zürcher Bildhalle zeigt Werke von Philipp Keel

Zürich. Philipp Keel (49) ging nach dem Schulabschluss ans Berklee College of Music in Boston für ein Klavierstudium. Danach arbeitete er einige Jahre in der Werbebranche, studierte in München Regie und lebte schliesslich mehrere Jahre in Los Angeles, Kalifornien. Er machte Filme, setzte sich intensiv mit Fotografie auseinander und publizierte – auf Englisch – das Buch «All About Me», das zu einem Bestseller wurde. Nach dem Tod seines Vaters Daniel Keel übernahm Philipp Keel 2012 die Leitung des Zürcher Diogenes Verlages. Sein älterer Bruder Jakob ist

Verwaltungsratspräsident der Firma. Übermorgen Donnerstag ist die Vernissage der Ausstellung «Splash» von Philipp Keel in der Bildhalle in Zürich. Es handelt sich dabei um Fotografien, die Keel in seinem Atelier in aufwendigen Prozessen bearbeitet hat. Im Steidl Verlag erscheint parallel zur Ausstellung das Buch «Splash». mw

Bildhalle, Stauffacherquai 56, 8004 Zürich, Ausstellungseröffnung und Book Launch: Donnerstag, 6. Juli, 18.30 Uhr

www.bildhalle.ch

Foto: «Below the Surface», Philipp Keel, 2007

gemerkt habe, wie diese andere Figur in mir, die sich gerne mit Menschen umgibt, die gerne lacht und etwas steuert, die gerne Verantwortung trägt, für den Künstler in mir keine Zeit hat. Sie hat keine Zeit für den Menschen, der nicht weiss, soll er jetzt einen Minztee machen oder doch ein Cola Light trinken.

«Es ist ein Glück, zwei Dinge tun zu dürfen, die mich ein Leben lang beschäftigt haben.»

Ist das schlimm?

Nein. Ich empfinde es als Ausnahme, darf ich sagen. Dass ich mich nicht unwichtig fühle in meiner Funktion, dabei mich als Künstler aber zurücknehme. Obwohl, natürlich kann ich den Künstler in mir bei der Arbeit im Verlag nicht gänzlich ausblenden. Ich wäre wohl kein guter Verleger, wenn ich nicht Freude an Gestaltung, an den Autoren, an den Geschichten hätte. Weil ich Künstler bin, sehe ich zudem jedes Projekt mit all seinen Details. Ich sage nicht einfach: macht. Sondern ich verpflichte mich und fühle mich mitverantwortlich, besonders für die

Kleinigkeiten. Und ich kenne die Seite der Autoren, ich weiss, was ihnen wichtig ist und wo sie empfindlich sind. Aber in dem Durcheinander komme ich nicht dazu, meine eigene Kunst zu machen. Dafür steigert es meine Sehnsucht danach derart stark, dass ich, wenn ich schliesslich Zeit finde, nicht lange überlegen muss.

Jederzeit?

Ja, es passiert dann einfach. Und das ist letztlich eine Befreiung.

Inwiefern?

Weil es ja auch sein könnte, dass mir nichts mehr einfällt, wenn ich den Verlag führe.

Gibt es denn Tage, an denen der Verleger Philipp Keel im Büro sitzen muss, während eigentlich der Künstler Philipp Keel gerade im Atelier arbeiten möchte?

Ich reise Sachen aus Heften, die mich inspirieren, ich mache rasch Zeichnungen und Skizzen. Dann wird es später realisiert. Es ist ein grosser Trugschluss, dass die Menschen meinen, die richtige Umgebung, der richtige Stift, der richtige Moment führe dazu, dass man etwas besonders gut macht. Wenn man etwas kann, muss man es in jeder Lage tun können. Schauen Sie sich die Scherenschnitte von Matisse an. Dieses Werk stammt von einem, der eigentlich nicht mehr

richtig arbeiten konnte, und es zählt zum Grössten, was es in der Kunstgeschichte gibt.

Dieses Beispiel mag aber auch dafür stehen, dass Kreativität sich immer Bahn brechen kann. Auch im Alter, auch mit körperlichen Einschränkungen.

Ich glaube, es ist ein Müssen. Das Ventil wird geöffnet, und es bricht aus einem heraus. Wissen Sie, wahrscheinlich hätte ich Ihre Fragen noch vor ein paar Jahren nicht so gut beantworten können. Es ist ein Glück, zwei Dinge tun zu dürfen, die mich ein Leben lang beschäftigt haben. Dass diese beiden Dinge vermeintlich keinen Platz nebeneinander haben, ist, von aussen zumindest, vollkommen nachvollziehbar.

Aber für Sie ist es, so stellen Sie es dar, eine Bereicherung?

Ich bin überrascht, was diese Herausforderung in den letzten fünf Jahren mit mir und meiner Arbeit gemacht hat. Natürlich ist es ein kleines Wunder, dass die Autoren, die Mitarbeiter, die Buchhändler mir diesen Weg erlaubt haben – und wir damit auch ein bisschen erfolgreich sind. Es ist für einen wie mich, der so aufgewachsen ist, verrückt. Und das Wort verrückt passt sehr gut zu dem, wie ich aufgewachsen bin.